Die schöne Cubanerin.

Von Sandor Barinkay.

Jacinta Guez liegt im Schaukelstuhl und gähnt. Der weite Hof mit seinen Marmorfliesen, rauschenden Springbrunnen, prachtvollen Blumen und Bäumen, überspannt von einem Sonnensegel, ist der lieblichste Aufenthalt, den man sich denken kann. Aber Doña Jacinta findet ihn schauderhaft öde, unerträglich.

Sie hat ein ganzes Jahr in Europa gelebt, hat Madrid, Paris und London gesehen! Das göttliche Paris! Dort ist ihr das Dasein am köstlichsten erschienen, und voll Sehnsucht denkt sie zurück an die Fluth von Vergnügungen und Triumphen. Wie wird an den Ufern der Seine das Weib geschätzt und besonders das schöne Weib! Und Jacinta ist sehr schön, war fremdartig schön für den verwöhnten Blick und Geschmack der Pariser, doppelt schön in den bizarren Toiletten, in dem Gefunkel kostbarer Juwelen, in dem ganzen, überall ersichtlichen Reichthum einer überseeischen Millionärin und lockend schön, da sie Wittwe war, eine junge, heißblüthige, reizende Wittwe.

In Paris hat sie sich auch verlobt, und zwar mit dem Grafen de la Surco, einem entzückenden Kavalier. Gräfin zu werden, ist schon lange ihr Traum und Wunsch gewesen. Der einfache Name „Jacinta Guez" hat ihr oft, zumal in der Seinestadt, zu simpel in die Ohren geklungen.

Seit einem Monat ist sie wieder in Havanna. Sie will ihre Angelegenheiten regeln, ihre Besitzungen veräußern, und nach zwei Monaten soll Graf de la Surco, den verschiedene Verpflichtungen so lange in Frankreich zurückhalten, herüber kommen zur Hochzeit. Die wollen sie hier feiern, großartig und fürstlich, pomphaft, dann aber Cuba verlassen und eine Reise durch die Welt antreten.

Nun zehren Sehnsucht und Langeweile an ihr. Sie hat schon unzählige Male rückwärts und vorwärts gedacht, die Zukunft mit den berauschendsten Farben ausgemalt, und eine unüberwindliche Abspannung will sie ergreifen. Sie haßt aber diesen Zustand. Sie will leben, genießen, zittern, jubeln.

Acpade, ein braunäugiges Mulattenmädchen, das in gleichmäßigem Takt den prächtigen Federwedel über dem Lockenkopf der schönen Kreolin schwingt, scheint etwas die Stimmung ihrer Herrin zu ahnen, denn sie sagt unvermittelt: „Señora, im „circo" (Circus) findet in einer Stunde ein Stierkampf statt! Ihr habt das Schauspiel lange nicht mehr gesehen, vielleicht. . . ."

„Vortrefflich! Du sollst eine Belohnung haben für den famosen Einfall, Acpade!" unterbricht sie Jacinta lebhaft, springt auf und eilt ihren Gemächern zu.

Nach einer Stunde sitzt sie schon in der Loge mit dem kostbaren Mantillo und Granatblüthen im Haar, voll sicherer Koketterie den Fächer führend; ihren seidengestickten Manilamantel läßt sie über die Brüstung flattern. Was funkelt mehr — die Diamantenkette auf dem schwarzen Atlaskleid oder das ozeandunkle Augenpaar in ihrem Gesicht?

Jacinta ist ganz Erregung, ganz Begeisterung. Die Bewunderung, die ihr zu Theil wird, berauscht sie, und sie stimmt voll Ekstase in den Beifall ein, den das blutige Schauspiel erweckt. Mit einem Mal aber richtet sie sich hoch auf und schaut mit Verwunderung auf einen Punkt. Ein Kämpfer ist in die Arena getreten von solch stattlicher Vornehmheit, daß Jacinta verblüfft ist. Ein Tosen geht durch den Raum. „Abalanzar!" rufen verschiedene Stimmen im Tone der Begrüßung.

Abalanzar ist entschieden nicht nur der schönste, sondern auch der kühnste Torero, den Jacinta je gesehen. Keiner noch hat seine Augen so stolz und triumphbewußt über die Menge gleiten lassen, keiner mit so bezaubernder Grazie gekämpft. Der Toro, der Stier, ein junges, feuriges Thier, geberdet sich außerordentlich wild. Er trägt schon eine Menge Banderillas und Lanzen leicht wie Nadeln im Nacken und verwundet die Pferde der Picadore in gräßlichster Weise. Schnaubend und keuchend rast er umher, und es scheint unmöglich, ihm beizukommen.

Nun stampft er in der Nähe Abalanzars den Boden.

„Remate!" (Schluß) ruft da der Torero und stößt ihm in dem Augenblick, da er ihn mit den Hörnern fassen will, den Degen in die Brust, zieht ihn aber blitzschnell wieder heraus. Dann setzt er einen Moment lang seinen Fuß auf den zuckenden Leib des gefallenen Thieres und zeigt mit dem Worte „acabose" (es ist vorüber) dem Publikum die blutige Klinge.

Frenetischer Jubel bricht los. Blumen, Lorbeerkränze, Fächer und Orangen fliegen in die Arena, die Señoritas werfen Abalanzar begeistert Handküsse, Busenschleifen, ihre duftenden Spitzentücher zu. Jacinta aber streift ihr Armband, in das ein herrlicher Solitär gefaßt ist, ab und schleudert es geschickt über die Brüstung, so daß es unmittelbar vor Abalanzars Füßen niederfällt. Alles Blut wallt ihr zum Herzen, sieht er nicht her zu ihr mit seinen stolzen, flammenden Augen?

Als er die Arena verläßt, schaut sie ihm mit heißen Augen nach. Nun hat sie alles Interesse an den weiteren Kämpfen verloren und fährt nach Hause. Und dort läßt sie in Gedanken den seltsamen Zauber der schönen Männer-Erscheinung nachwirken. Sie hat noch keinen Torero bis heute sonderlich beachtet. Es würde sie reizen, diesen hier mit seiner Schönheit, seiner Kraft und feurigen Eleganz zu ihren Füßen zu sehen — diesen hier nach all den zierlichen, verfeinerten Kavalieren in Paris!

Und voll impulsiven Verlangens schreibt sie ein Billet, nilgrünes Kleopatrapapier, das sie aus Frankreich mitgebracht hat, ein Geschenk ihres Verlobten, und ladet Abalanzar zum Abendthee ein. Acpade bringt dasselbe an seine Bestimmung.

Wird er kommen? Wird er nicht kommen?

Sie ist erregt, wie sie nie es war, so oft sie den Grafen de la Surco erwartete, und macht Toilette mit zitternden Fingern, die Toilette einer vornehmen Pariserin. Nur ins Haar und in die Tüllrosen, die den weiten Halsausschnitt umrahmen, steckt Acpade den beliebten Schmuck der Havannerin, die Cucujo, kleine, lebende Käfer, in Schleiersäckchen genäht, die Abends grüngelbes Licht ausstrahlen und die Trägerin mit magischem Schimmer überhauchen.

In einem Pavillon von rosenrothem Glas läßt sie Alles bereit machen. Die Ampel brennt, der Tisch ist gedeckt, ein wundervoller Strauß aus „abiahr", „jazmin" und „lilac" (Narzissen, Jasmin und Lilien) verbreitet intensiven, süßen Duft. Jacinta geht rastlos auf und ab. Kommt er? Kommt er nicht? Nun setzt ihr Herz den Schlag aus; ein hastiger Schritt naht vom Hofe her. Ist er's? Da meldet Acpade schon mit leiser Stimme: „Abalanzar Saga!"

Er steht auf der Schwelle und verneigt sich. Wie distinguirt er aussieht in dem schwarzen Gesellschaftsanzug, und doch so imposant, so massig! Wie unansehnlich müßte daneben das Salonpüppchen Graf de la Surco erscheinen! Jacinta lächelt amüsirt bei dieser Vorstellung; dieses Lächeln wandelt sich aber im Nu in ein Lächeln der Huld und Lieblichkeit, als sich Abalanzar Saga ihr mit den Worten und Manieren eines Gentleman zur Verfügung stellt. Seine sonore Stimme wirkt unendlich sympathisch auf sie. Er ist weit gereist, erzählt gut, und sie hört aufmerksam zu und läßt nur den Reiz ihrer bewegten Mienen wirken, das Feuer ihrer Augen leuchten.

Dem Thee folgt ein auserlesener Abendimbiß und diesem Sekt in Silberschalen. Jacinta ist bezaubert und bezaubert wieder. Das scharfgeschnittene Gesicht Abalanzars verliert allmählich seinen stolzen, ruhigen Ausdruck, und Verwirrung, aufsteigende Gluth und Leidenschaft zeichnen es mit erregten Linien. So geht er.

Aber am nächsten Abend stellt er sich wieder ein, und die schöne Frau hat ihn erwartet. Eine Woche lang kommt er täglich, und täglich ist er willkommen. Eines Abends plaudern sie von seinem Beruf, und Jacinta zeigt ihm ihre Bewunderung in Worten, Blicken und Geberden, unter denen er ersticken möchte.

„Señora . . . . .," beginnt er mit aufblitzenden Augen. Sie aber erhebt sich und schlägt einen Spaziergang durch den Garten vor.

Beklommen folgt er ihr. Die Nacht ist magisch schön; durch die Kronen der Lorbeerbäume dringt der matte Schein der Mondsichel, Fledermäuse schwirren umher, das Meer rauscht müde und schlaftrunken, und der leichte Seewind weht den Duft der schlafenden Blüthen in die Luft.

Die Cucujo in den Schleierblumen Jacintas werfen einen märchenhaften Schimmer über das bestrickende Frauenantlitz, von dem Abalanzor kein Auge mehr wendet. Er, der den stärksten Thieren furchtlos gegenübersteht, zittert vor jeder Regung dieser Züge. Liebt sie ihn?

Er ist krank vor Liebe. Alles gäbe er hin für dieses Weib, Ruhm, Ehren, Gold, Gesundheit und Leben.

Sie blickt ihn fragend an, weil er so schweigsam ist und dieser Blick nimmt ihm jede Fassung. „Señora, Sie sind die schönste Frau, und ich bete Sie an!" stammelt er.

„Lisonjero" (Schmeichler), das dürfen Sie!" sagte sie lächelnd wie ein Kind und winkt der Mulattin, die mit einer Tablette näher tritt, auf der ein Glas Limonade steht. Jacinta trinkt dasselbe halb leer und hält es dann fragend ihrem Gaste hin. Der junge Mann nimmt es hastig, setzt die Lippen an der Stelle an, wo sie getrunken, trinkt die Limonade vollends aus und wirft das Glas mit einer leidenschaftlichen Geberde an die Gartenmauer. „Niemand mehr nach Dir und mir!" sagt er leise mit glühendem Blick.

Jacinta schreitet lächelnd weiter.

„Sie machen mich rasend, Señora! Ich liebe Sie!"

Voll wendet sie ihm ihr Gesicht zu. „Und wenn ich Sie wieder liebe?" spricht sie mit glänzenden Augen.

„Jacinta!"

Er will auf sie zustürzen. „Halt! Gehen Sie heute! Adios! Auf morgen — morgen!" ruft sie und huscht in den Pavillon. Bebend folgt er ihr, doch als er eintritt, ist der Raum leer.

Und er kommt wieder am nächsten Tage. Ein deliciöses Diner wird servirt von zwei Dienern, die das Zimmer nicht verlassen, auch dann nicht, als das stundenlange Tafeln zu Ende ist und nur noch der Sekt in den Gläsern funkelt. Wie hingemauert lehnen sie an der Wand zum Verdrusse Abalanzars. Wüthend richtet er von Zeit zu Zeit seine schwarzen Augen auf sie, und Jacinta lächelt dazu amüsirt, boshaft und dennoch zärtlich. Durch die Blume nur kann er ihr sagen, was er leidet, und sie nickt und kokettirt und flüstert dazwischen: „Geduld, mein Freund, nur Geduld!"

So geht es eine Weile fort. Abalanzar erscheint täglich fiebernder vor Sehnsucht, ganz „derretido" (in Liebe zerfließend), und Jacinta empfängt ihn immer strahlender, schöner, huldvoller, weiß aber seine Gefühle stets so zurückzuhalten, daß er nicht mehr wagt, als einen scheuen, halbgeraubten Kuß auf Arm oder Nacken. Mit versteckter Zärtlichkeit in Wort und Blick macht sie ihn wahnsinnig, und wenn er aufflammen will, streichelt sie ihm liebkosend die Hand, flüstert mit süßer Stimme: „Mañana hasta luego!" (Morgen auf Wiedersehen) — und verschwindet.

Aber einmal verläßt ihn die Geduld. Er geht zu ihr mit dem festen Vorsatz, um jeden Preis von seiner Liebe zu reden. Sie preßt ihm fast das Herz ab. Und er will glücklich sein in Jacintas Liebe, denn er weißt, daß sie ihn liebt. Sie soll das Feuer nicht weiter schüren, das in ihm brennt, sonst schlägt es zur Lohe auf, die Alles verheert.

Aber heute wird er seltsamerweise nicht vorgelassen. Die Mulattin drückt ihm nur schweigend einen Zettel in die Hand. Ist Jacinta verhindert, ihn zu empfangen? Mit diesem Gedanken nimmt er das Papier auseinander und liest: „Señor Saga, kommen Sie nicht mehr in mein Haus! Der schöne Traum ist zu Ende!"

Keine Unterschrift. Aber dennoch weiß der erblaßte Mann, von wem die Worte stammen. „Der schöne Traum zu Ende? Warum? Warum nur?"

Nach tagelanger Qual und tagelangem Forschen erfährt er, daß Graf de la Surco, der Verlobte der Señora Guez, aus Frankreich eingetroffen sei!

Jacinta verlobt! Davon hat sie keine Silbe gegen ihn erwähnt! Aber das war vielleicht der Grund, weswegen sie jedwedes Aufbrausen seiner Empfindungen zurückhielt! Und doch liebt sie ihn, das hat er tausendmal erkannt. Warum hätte sie ihn überhaupt gerufen! Und dieser Graf de la Surco, dem sie wohl ihr Wort gegeben, ehe sie ihn, Abalanzar, gesehen, kennen und lieben gelernt, stützte sich nun auf seine alten Rechte! Sollten die nicht zu brechen sein? Wenn Jacinta nicht den Muth hat, den Zerstörer ihres Glückes zu entfernen, er hat ihn, und wenn er denselben ermorden müßte! Der schöne Traum soll neuerdings erstehen, schöner und wonniger, er will von Jacinta nicht lassen!

Was muß sie leiden, die arme Frau, die um ihres Reichthums willen das Opfer eines adeligen, geldsüchtigen Europäers werden soll! O, warum hatte sie kein Vertrauen zu ihm! Aber nun muß er sie vor Allem sehen und sprechen!

Durch Bitten und mehrere Pesos bestochen, läßt ihn Acpade eines Tages ins Haus. Zitternd geht er den alten Weg, zitternd öffnet er die Thür zu Señora Guez' Boudoir und bleibt wie entgeistert auf der Schwelle stehen. Er hat erwartet, die Geliebte traurig, niedergeschlagen, ja trostlos zu finden und sieht sie strahlender denn je, stolz und imposant vor einem Trumeau in einer wundervollen, weißen Toilette. Sie probirt voll Entzücken ihr Brautkleid, eine raffinirte Verbindung von Seide, Spitzen, Schleier und Diamanten.

Ihr fröhliches, schönes Gesicht erbleicht etwas, als sie Abalanzar erblickt, und sie runzelt die Stirn. „Was wollen Sie noch hier?" fragt sie unwillig.

Abalanzar bringt keinen Laut über die Lippen. In ihm kämpfen Liebe und Erkenntniß, Schmerz und Zorn. Er sieht so unglücklich aus, daß Jacinta seinen Anblick nicht ertragen kann. „Gehen Sie! Sofort!" sagt sie rauh.

„Sie werden den Grafen de la Surco heirathen, Donna Jacinta?" Mit matter Stimme stellt er die Frage.

„Selbstredend! Dachten Sie etwa, Jacinta Guez hätte Lust, die Gattin des Stierkämpfers Saga zu werden?!"

Schmerzlich zuckt es über sein Gesicht bei diesem Hohn.

„Und was war ich Ihnen in den letzten Wochen, Señora?" fragt er wieder, die Augen traurig auf sie gerichtet.

„Pasatiempo!" (Zeitvertreib) antwortet sie nachlässig und rauscht hinaus.

Zehn Monate sind vergangen. Graf und Gräfin de la Surco haben Nord- und Südamerika bis auf den kleinsten interessanten Punkt, der bequem zu erreichen war, durchstöbert. Augenblicklich befinden sie sich in Buenos Ayres und machen da den Karneval mit; nach Schluß desselben gedenken sie nach Europa abzusegeln. Ein Kanonenschuß hat die tollen Tage eingeleitet. Durch die abendlich-kühlen Straßen drängt eine wogende Menge. Maskenschwärme ziehen umher, mit Tambourins, Guitarren und Flöten, und schleudern Konfekt, Bonbonnièren und Parfümerieen hinauf zu den allerliebsten Señoritas, die lachend und singend auf den Balkonen stehen und den Uebermüthigen mit Blumen, Kränzen, Papierballen und Seidenschleifen antworten. Magier, Harlekine, rothe Teufel treiben ihr Unwesen, vornehme Türken, Don Quixotes, gehörnte Siegfriede reiten auf mehr oder minder edlen Pferden und bringen ihren Dulcineen Geschenke und Huldigungen dar; elegante, blumenbekränzte Wagen rollen langsam, laute Bewunderung erregend, durch den Trubel.

Auf der Plaza Victoria, wo die Statue der Freiheitsgöttin gespensterhaft in die mondhelle Nacht ragt, zieht eine prächtige Illumination den Blick an, das Teatro Colon ist glänzend erleuchtet, aus den offenen Balkonthüren klingt rauschende Ballmusik. Vor dem Portal drängen sich in unabsehbarer Reihe die Wagen. In einem derselben sitzen auch Graf und Gräfin de la Surco.

Der Ausdruck des sonst so strahlenden Gesichtes der jungen Frau ist heute etwas nachdenklich, und stiller blicken ihre dunklen Augen. Sie hat heute Morgen eine Maske um das kleine, zwischen blühenden Pfirsichbäumen liegende Häuschen, das sie hier bewohnen, streichen sehen, die sie beunruhigte. Ein hoher, schlanker Mann im Kostüm eines Torero, der sie ebenso lebhaft wie unangenehm an Abalanzar Saga erinnerte!

Daran denkt sie eben, als ihr Mann ihr vorschlägt, lieber auszusteigen und das kurze Stückchen Weg zu Fuß zu machen; die Kutschen stauen sich, sie könnten noch eine Viertelstunde warten, bis ihr Wagen vor das Thor rollt. Jacinta nickt, nimmt die Schleppe ihres kolibrischillernden Gewandes auf und steigt aus. Ehe sie den Arm ihres Gatten fassen kann, umringt sie ein Schwarm Masken, begrüßt sie mit der obligaten Beredtsamkeit, überhäuft sie mit den zärtlichsten Namen und umtanzt sie mit sinnverwirrendem Gesang, lachend, klappernd und tambourinschlagend.

In dem Tumult drängt sich ein Torero heran und schwingt seinen Degen über den Köpfen der Tanzenden. Jacinta wird todtenblaß. „Remate!" ruft eine Stimme im Cirkuston, und in die Fistelworte der Masken, in das Krähen und Pfeifen, Klappern und Knarren der Lärmtrompeten, in die brausende Ballmusik klingt ein gellender Schrei. Der Torero ist im Gewühl verschwunden.

Nach einigen Minuten fährt Graf de la Surco mit seiner Gemahlin statt zum Ballfeste nach Hause. Und als nach einigen Stunden ein Kanonenschuß den Schluß der tollen Zeit verkündet, schläft Jacinta schon den ewigen Schlaf. Ein festmüder, stiller Aschermittwoch bricht an, nur die La-Platawellen rauschen in alter Kraft und Stärke und werfen ihre Schaumkronen wie alltäglich zersprühend an das Ufer.

Die Sternbilder der Germanen.

Den arischen Hirten waren in den einsamen Nächten auf den Steppen Hochasiens die Sterne gar gute Freunde. Auf der Erde lag tiefe Ruhe. Die Herden schliefen, dunkle unförmliche Massen am Boden bildend. Nur ab und zu stampft oder schnauft eins der Thiere im Schlafe. Beim flackernden Feuer, das die draußen umherschleichenden Raubthiere aufschreckt, lagern die Hirten. Der röthliche Feuerschein huscht im kühlen Winde über ihre Gestalten und über die leise wallenden Gräser und vermag kaum bis zu den niedern Karren mit den beiden schweren Holzrädern zu dringen.

Rundum ist lautloses Schweigen ausgebreitet. Die wachenden Hirten sind allein mit ihren Gedanken. Von der schattenverhüllten stillen Erde und ihrer formlosen Oede lassen sie ihren sinnenden Blick zur Höhe schweifen. Da spannt sich in unendlicher Weite der tiefblaue Nachthimmel mit seiner funkelnden Sternenpracht aus. Da droben ist ihnen eine neue, räthselhafte Welt enthüllt: Millionen und Abermillionen schöner, goldener Sterne. Am Abend sind sie ihnen Führer und Wegweiser gewesen. Sie kennen genau den Stern, der sie mit ihren Herden über die wilde, pfadlose Steppe nach dem Ziele ihrer Rast leitet. Und jetzt in der heiligen Einsamkeit der Nacht, da sie bei den Herden wachen, ruht ihr Auge fromm und träumend auf den Sternen. Die herrliche, wunderbare Erscheinung der unzähligen, ernst und treu herniederleuchtenden Himmelsaugen weckte in ihrer Seele die ersten religiösen Vorstellungen. Allmählig wurden sie auch vertraut mit der goldenen Hieroglyphenschrift des Nachthimmels. Gewisse Sterne sahen sie immer in derselben bestimmten Stellung zu einander. Sie bildeten dadurch ganz eigenartige Gruppen, die unverkennbare Unterschiede zeigten. Und die Gedanken und die Phantasie des Hirtenvolkes beschäftigten sich mit diesen hervorragenden Sterngruppen. Seine kindlich lebhafte Einbildungskraft verband bildliche Vorstellungen damit, die ihm geläufig waren, und fand Namen für sie. Die merkwürdigsten der Sterngruppirungen erschienen ihm wie Grenzpunkte und Umrisse verschiedener Gestalten und Gegenstände, denen sie in ihrer Stellung ähnelten.

So schufen sich die alten Arier schon Sternbilder, wie sie, unbeeinflußt voneinander, auch die Aegypter in ihrem Wunderland am Nil sich schufen. Es waren anfänglich nicht mythologische Vorstellungen, die sie mit ihren Sternbildern verbanden. Die Namen der Sternbilder gingen aus einfachen Vergleichen hervor, durch die entfernte Aehnlichkeit mit irdischen Dingen veranlaßt und durch die Nothwendigkeit, den Gestirnen Namen zu geben, um sich unter ihrer Menge zurechtzufinden. Allem Denken geht die Anschauung voraus. Wenn die arischen Hirten hinaufwiesen — oder hatten sie auch schon eine fromme Scheu, mit den Fingern nach den Sternen zu deuten, weil sie die Augen himmlischer Wesen, nach heutigem Volksglauben der Engel, seien? — wenn sie aber doch hinaufwiesen nach ihnen, mußten sie den einzelnen Sternbildern eine bestimmte Bezeichnung geben. Und die konnten sie nur ihrem Leben, ihrem Anschauungskreise entnehmen. Sie machten so den Himmel zum Abbild der Erde. Zunächst aber ohne tiefern Sinn, einfach, wie man auffälligen Felsgestalten auch bildliche Namen gab.

Wie die Volkspoesie die Sterne als die Köpfe silberner Nägel betrachtet, die das Himmelsgewölbe zusammenhalten, oder als Löcher am Boden der Himmelsdecke, durch die der innere Glanz hervorstrahlt, so sahen die arischen Hirten sie als himmlische Kühe an. Denn die Kuh spielte in ihrem Leben die wichtigste Rolle und beherrschte auch ihre geistigen Vorstellungen lange Zeit hindurch. Die ganze Erde dachte sich ihre Phantasie als Nahrung spendende Kuh. Die Flüsse waren ihnen Kühe, die dem Meere zueilten, um in ihren Stall zu kommen; die Wolken Kühe, die der Wind melkt und die nun mit ihrem Regen die Erde tränken. Es lag ihnen also auch nahe, die unzählige Menge der Sterne als eine gewaltige Herde himmlischer Kühe sich vorzustellen, die von der Sonne geweidet wird. Ihren Weg, den sie über die dunkelblaue Himmelswiese nimmt, bezeichnet ein langer, weißer Streifen verlorener Milch. Das ist die Milchstraße. Als umherschweifendes Hirtenvolk führten die alten Arier auch schwerfällige, mit Stieren bespannte Wagen mit sich, wenn sie mit ihren Herden von einer guten Weide zur andern zogen. Ganz wie von selbst bot sich ihnen da für die sieben schönen, hellen, in besonders charakteristischer Weise eine Gruppe am Himmel bildenden Sterne das Bild eines Himmelswagens dar. Und die drei Sterne, die den Güriel des Orion bilden, kamen ihnen in ihrer schlichten Anschauungsweise wie drei Mäher vor, die brüderlich nebeneinander stehen auf der Himmelswiese. So spielte ihre Phantasie kindlich mit dem nächtlichen Sternenhimmel. Er war ihnen ein Abbild ihres Hirtenlebens, eine Weide mit zahllosen Kühen, einem Hirtenwagen und Mähern. Die Germanen behielten wenig von diesen friedlichen, nomadischen Anschauungen des arischen Urvolkes bei. Ihr äußeres Leben wies gewaltige Fortschritte auf. Ihre Vorstellungen hatten sich gleich kraftvoll entwickelt. Das zeigt sich auch darin, wie sie die Sternbilder benennen. Von ihren mythologischen Gestalten, wie die Griechen es thaten, entlehnten sie die Namen für die Sternbilder nicht. Ihnen waren die Gestirne Feuerfunken ausgeworfen von Muspelheim, der Welt des Feuers und Lichts. Die Götter hakten sie an den Himmel gesetzt und jedem seinen Gang vorgeschrieben. Denn, heißt es in der Edda:

„Die Sonne wußte nicht, wo sie Sitz hätte,
Der Mond wußte nicht, was er Macht hätte,
Die Sterne wußten nicht, wo sie Stätte hätten."

Wie Sonne und Mond, die beiden größten Gestirne, an den Himmel versetzt wurden, erzählt die Edda auch in einem Mythos. Ein Mann hieß Mundelföri (Achsenschwinger). Der hatte zwei Kinder. Sie waren hold und schön. Da nannte er den Sohn Mond und die Tochter Sonne und vermählte sie einem Manne, Genr (Glanz) genannt. Die Götter aber, die solcher Stolz erzürnte, nohmen die Geschwister und setzten sie an den Himmel und ließen die Sonne die Hengste führen, die den Sonnenwagen zogen, den die Götter aus Muspelheims Feuerfunken geschaffen hatten. Der Mond wurde der Lenker des größten Nachtgestirns. Wir erfahren auch in der weitern Geschichte von ihm, was die dunkeln Flecken in ihm zu bedeuten haben. Sie sind die Gestalten zweier Kinder. Der Mond, heißt es, nahm zwei Kinder von der Erde, Bil und Hiuki genannt, als sie von dem Brunnen Byrgir kamen und den Eimer auf den Achseln an einer Stange trugen. Diese Kinder gehen hinter dem Monde her, wie man noch von der Erde aus sehen kann. Der schwedische Volksglaube meint noch jetzt in den Mondflecken zwei Leute zu erkennen, die gemeinsam einen Eimer auf einer Stange tragen. In spätern deutschen Sagen tritt an die Stelle der Kinder der „Mann im Monde", ein Holzdieb, der den Sonntag entheiligte, mit seinem Reisigbündel, oder ein Kohldieb, eine Spinnerin und ähnliche Gestalten. Die beiden Kinder, will der Mythos wohl sagen, kamen nur deshalb zur Strafe zum Monde, weil sie ihn entheiligt hatten. Sie hatten im Mondschein, da alles ruhen soll, eine Tagesarbeit verrichtet. Vor die Sonne ward zum Schutz ein Schild gesetzt, Swalin, der Kühle. Die Edda sagt von ihm:

Swalin heißt der Schild, der vor der Sonne steht,
Der glänzenden Gottheit.
Brandung und Berge würden verbrennen,
Sänk er von seiner Stelle.

Die kriegsfrohen Germanen betrachteten aber die Sonne selbst als gleißenden Schild. Auch ein anderes Paar, Nacht und Tag, wurden zu göttlichen Wesen erhoben und an den Himmel versetzt. Römische Geschichtschreiber erzählen, mit welcher Ehrfurcht germanische Heerführer bei ernsten Entscheidungen die Sonne entblößten Hauptes grüßten. Der deutsche Bauer zieht noch jetzt an manchen Orten vor der Frau Sonne und dem Herrn Mond den Hut ab und hält es für eine grauenhafte Gottlosigkeit, nach ihnen zu schießen. Er scheut sich auch, mit dem Finger nach ihnen zu deuten, oder im Mondlicht zu baden, zu tanzen und aus Brunnen zu trinken, in denen es sich spiegelt.

Die zwölf Asen der Germanen bewohnten die zwölf Himmelsburgen Asgards, des Götterreiches, die mit Gold gedeckt und deren Geräthe aus Gold und Silber waren. Das bedeutet die zwölf Häuser des Thierkreises und das Gold und Silber der Sterne. Freias Sonnenhaus Folkswang entsprach dem Sternbilde der Jungfrau, Widars dem des Schützen u. s. w. So galt den Germanen der sternbesäete Nachthimmel als Aufenthalt ihrer starken Götter. Die Milchstraße betrachteten sie als Wodans Heerstraße, über die er mit den in der Schlacht gefallenen Helden reitet, mit dem wilden Heer. Sie hieß deswegen Wodansstraße oder Iringstraße und in der Grafschaft Mark noch heute Helweg, Todtenweg. Aehnlich nennen die Littauer sie Vogelstraße und die Finnen Vogelweg, weil die Seelen der Verstorbenen auf ihr in Vogelgestalt umherflattern und der himmlischen Heimath zufliegen sollen. Iringstraße hieß die Milchstraße noch zur Zeit des sächsischen Geschichtsschreibers Widukind von Korvei, der um das Jahr 1004 starb. Große Königsstraßen in England und Schweden hießen auch so, auch Irmin- oder Eritstraße. Der Himmel war ja ein Abbild der Erde. Seine Straßen entsprachen den irdischen. Alle die drei Namen bedeuten das gleiche. Irmin und Iring ist so viel wie groß, allumfassend, und war der Beiname eines vielen Stämmen „gemeinsamen" Gottes. Bei den Sachsen war es gewiß der Name für den streitbaren Wodan. Sein Kriegswagen war nun die Sterngruppe, die in der mildern Vorstellung der arischen Hirten der Hirtenwagen gewesen war. Er hieß nun bei den Germanen Wodans-, Irminswagen und Helwagen. Woenswaghen, also Wodanswagen, nennen ihn die Niederländer noch jetzt. Aus Karlswagen und Herrawagen sind alterthümliche Namen dafür. Das zeugt übrigens davon, daß Wodan, den wir nur gehend und reitend kennen, nach sicher sehr weit zurückreichenden Vorstellungen auch als in einem Heerwagen fahrend gedacht wurde. Der kleine Stern über der Deichsel des Himmelswagen heißt im Volksmunde der Fuhrmann oder das Knechtchen. Im Leben soll er den Namen Hans Dümke, d. i. Däumling, geführt haben. So heißt er in Norddeutschland heute noch. Er war nach der Sage Knecht beim lieben Gott und hatte es gut in seinem Dienst, versah ihn aber liederlich. Zur Strafe muß er nun auf der Deichsel des Himmelswagens sitzen. Nach einer anderen Sage wollte er lieber ewig fahren als in den Himmel kommen wie der wilde Jäger, der für sein Theil Himmelreich ewig jagen wollte. In Gespenstersagen spukt der Himmelswagen als Geister- und Teufelskutsche, und der wilde Jäger heißt zuweilen der ewige Fuhrmann. Alles verkümmerte Erinnerungen der Christenzeit an den alten Wodanswagen. Im altnordischen Mythos hieß der kleine Stern, dessen tragisches Schicksal uns eben beschäftigte, Oerwandils Zehe. Der kleine Oerwandil, der Kecke, war von Thor in einem Korbe über die Eisströme getragen worden. Der Knabe führte aber nicht umsonst den Beinamen des Kecken. Vorwitzig hatte er eine Zehe aus dem Korbe gesteckt. Die war ihm erfroren. Da hatte Thor sie abgebrochen und an den Himmel geworfen und das Sternlein daraus gemacht, das nun Oerwandils Zehe hieß. Auf ähnliche Weise war das Sternbild entstanden, das Thiassis Augen genannt wurde. Der Sturm- und Frostriese Thiassi hatte die Göttin der Jugend und Schönheit, Idun, entführt. Als die Göttin wieder von ihm weggeholt wurde, verfolgte er sie, wurde aber von den Asen getödtet. Seine beiden Augen warfen sie an den Himmel und bildeten zwei Sterne daraus. Deshalb sagt Thor in der Edda:

Ich tödtete Thiassi, den übermüthigen Thursen,
Auf warf ich die Augen des Sohnes Oelwalts
An den heitern Himmel:
Die wurden meiner Werke größte Wahrzeichen,
Allen Menschen sichtbar seitdem.

Die alten Germanen trieben die Jagd mit der gleichen Lust wie den Krieg. Als Jäger nannten sie den Himmelswagen den großen Bären — wie noch Homer auch die Griechen es thaten — und sein kleines Seitenstück den kleinen Bären. Die Umrisse des Sternbildes entsprechen auch recht gut dem plumpen Petz, der einst ein sehr häufiges Wild des deutschen Urwaldes war. Dementsprechend sahen die Jäger die drei Sterne im Gürtel des Orion, die drei Mäher der Arier, als einen Haufen Eber (Eburdring) an. Diese drei Sterne trugen außerdem die verschiedensten Bezeichnungen, die aus späterer Zeit des Ackerbaues, der Seßhaftigkeit und Häuslichkeit stammen. Da werden sie der Stab Wodans genannt oder Freias Rocken, auch wohl als Pflug oder Rechen angesehen. Aus viel früherer Zeit aber kann es stammen, daß das enggedrängte Häuflein sieben schwacher Sterne, die Plejaden, als Sternbild die Gluckhenne mit ihren Küchlein genannt wird. Denn die Hühner sind altgermanische Hausthiere und schon im fünften Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung im innern Europa heimisch geworden. In den Märchen, in denen Sonne, Mond und Sterne Geschenke verleihen, geben die Sterne eine Nuß, aus der die Henne mit ihren Küchlein hervorkommt.

In einer Erzählung vom Siebengestirn, mit der wir uns zum Schlusse wieder zur prosaischen Erde niederwerfen, treffen wir aber noch einen Nachklang des Mythos. Christus ging einmal an einem Bäckerladen vorüber, aus dem der Duft frischgebackenen Brodes drang. Da schickte er einen der Jünger hin, um ein Brod zu erbitten.

Aber der Bäcker schlug es ab. Die Bäckersfrau jedoch, die mit ihren sechs Töchtern fern stand, gab ihm das Brod heimlich. Zum Dank wurden sie als Siebengestirn an den Himmel versetzt. Der Bäcker aber wurde zum Kuckuck. Das sieht man noch an dem mehlbestaubten Gefieder. Die Kinder rufen ihm deshalb zu: Kuckuck, Kuckuck, Bäckerknecht u. s. w. Der Kuckuck läßt seinen Ruf aber auch nur zu der Zeit erschallen, vom Tage Tiburtii, dem 14. April, bis zu Johannis, so lange das Siebengestirn am Himmel steht. In den sagenhaften Erdenwanderungen Christi mit seinen Jüngern hat sich aber noch die Erinnerung an das geheimnißvolle Umherwandeln der altgermanischen Götter bewahrt. So haben im Grunde auch sie in der Volksanschauung das Sternbild des Siebengestirns am Himmel geschaffen.

Meine letzte Badereise.

Humoreske von Freiherr von Schlicht.

Und welches Bad wollen Sie in diesem Jahr aufsuchen?" fragte mich mein Freund, der, seine Cigarre rauchend, es sich in meinem bequemsten Lehnstuhl bequem machte.

Ich muß bei dieser Frage ein sehr dummes Gesicht gemacht haben, denn verwundert sah mich mein amicissimus an:

„Was haben Sie nur? Ich wollte mit meiner Frage nicht indiskret sein; ich hatte mir ausgedacht, daß es herrlich wäre, wenn wir, sei es durch Zufall oder Absicht, denselben Badeort aufsuchten."

„Ich danke Ihnen für die Freundlichkeit, die aus Ihren Worten spricht", gab ich zur Antwort. „Wäre ich Kaufmann, so würde ich sagen: Ich bedauere auf das Lebhafteste, von Ihrer Offerte keinen Gebrauch machen zu können, — als Nicht-Kaufmann aber sage ich: Ich habe einmal in meinem Leben eine Badereise gemacht — einmal und nicht wieder."

„Nanu?" „Jawohl, nanu!" gab ich zurück, „und ich will Ihnen auch erklären, warum ich nicht mehr in die Sommerfrische gehe.

Es sind einige Jahre her, ich wohnte damals noch in Berlin, und meine Thätigkeit nahm mich so in Anspruch, daß ich Jahre lang an keine Erholung denken konnte. Eine Fahrt auf dem Omnibusverdeck oder in dem überfüllten Kupee der Stadtbahn waren die einzigen Gelegenheiten, die sich mir boten, einmal andere Luft als die in meinem Büreau zu athmen. Es ist eine alte Geschichte: kein Mensch neckt ungestraft ein frei herumlaufendes Krokodil, und zu viel Arbeit ist ebenso schädlich wie zu wenig Alkohol. Eines schönen Morgens erwachte ich und war kaput — kaputer, als es ein werthvolles Porzellan-Service sein kann, das von sämmtlichen Dienstmädchen der Welt gleichzeitig fallen gelassen wird. Meine Frau schickte in ihrer Angst zum Arzt. Der kam, stellte seine Diagnose auf vollständige Ueberanstrengung und völlige Gereiztheit der Nerven, verordnete mir absolute Ruhe und befahl mir, in ein Bad zu reisen.

„In welches Bad?" fragte ich.

„Wohin Sie wollen", gab er zur Antwort.

Acht Tage lang konnten meine Frau und ich uns nicht darüber einig werden, in welches Bad ich wollte, — endlich hatten wir eins gefunden, und begleitet von den Segenswünschen meiner Familie und auf das Ernsthafteste ermahnt, jeden Tag zu schreiben, wie es mir ginge, fuhr ich von dannen.

Nach kurzer Eisenbahnfahrt hatte ich das Ostseebad, dessen Name ich aus leicht erklärlichen Gründen nicht nenne, erreicht. Selbst Columbus kann, als er Amerikas Küste betrat, mit keinen größeren Ehren empfangen worden sein als ich bei meiner Ankunft; ich war der erste Badegast. Sämmtliche Hotels und Privatwohnungen wurden mir, natürlich gegen horrende Bezahlung, in liebenswürdigster Weise zur Verfügung gestellt, nie ward ein Gast mit so viel Aufmerksamkeit behandelt. Ich war die beliebteste Persönlichkeit im Ort, und an meinen Rockschößen hingen nicht die kleinen Kinder, wohl aber die Kellner. Jeder wollte mich mit Beschlag belegen, jeder wollte mich bedienen, jeder wollte von mir ein Trinkgeld haben.

Wer die Wahl, hat die Qual. — Nach einigem Zögern miethete ich mir in dem großen, unmittelbar am Strand gelegenen Hotel zwei sehr schöne Zimmer mit der Aussicht auf das Meer, und der Wirth schwur mir bei seinen Bartkoteletten, daß meine Wahl von seltener geistiger Begabung zeuge. Der Mann warf mit Schmeicheleien um sich wie das Gespenst von Rixdorf mit den Schinkenknochen — je fetter, desto besser.

Ich packte meine Koffer aus und machte es mir in meinen beiden Zimmern bequem — vier Wochen wollte ich in ihnen zubringen, da richtet man sich seine Wohnung ja gern so ein, daß man die eigene Häuslichkeit nicht allzu sehr entbehrt.

Dann ging ich hinunter, um in dem schönen Garten mein Abendessen einzunehmen. Es war ein herrlicher Abend — goldig schien die untergehende Sonne auf das Meer, und leise plätschernd schlugen die Wellen an den breiten, schönen Strand. Hier war es gut sein; hier war Ruhe und Friede, hier würde ich mich schon erholen. Ich ließ meine Blicke auf dem Meer ruhen und betrachtete die Fischerboote, die, ihre Netze hinter sich herziehend, immer weiter in der Ferne verschwanden. Es war ein idyllisches Bild, dessen Beleuchtung durch eine plötzlich auftretende und ebenso schnell wieder verschwindende Dunkelheit auf einmal getrübt wurde.

„Nanu?" fragte ich verwundert den neben mir stehenden Wirth, „was war denn das? Das sah ja beinahe aus, als wenn ein Schwarm von Vögeln durch die Luft geflogen wäre?"

„Nur eine dunkle Wolke, Herr Baron, nur eine dunkle Wolke, Herr Baron, weiter nichts! Aber vielleicht raucht der Herr Baron jetzt eine Cigarette oder eine Cigarre; wenn ich mir erlauben dürfte, eine zu offeriren?" Und ehe ich wußte, wie mir geschah, hatte ich eine Cigarre zwischen den Lippen.

Da fühlte ich plötzlich ein leichtes Kitzeln und Jucken auf der Hand und im Gesicht.

„Sagen Sie mal, Herr Wirth, Sie haben hier doch keine Fliegen oder gar Mücken?"

„Aber, Herr Baron, wie können Sie nur so etwas glauben! Nein, so etwas kennen wir hier Gott sei Dank nicht. Es ist eine große Seltenheit, wenn sich hier einmal eine Fliege her verirrt, und Mücken kennen wir überhaupt nicht, die können hier überhaupt gar nicht leben. Ich habe mir einmal sagen lassen, sie vertragen das Klima nicht, die Seeluft wäre ihnen zu scharf; aber wenn der Herr Baron die Gnade haben wollten, einmal ordentlich an der Cigarre zu ziehen, — ich glaube, sie wird sonst ausgehen."

Ich zündete mir den Tabak von Neuem an und erhob mich dann, um noch einen Spaziergang am Strand zu machen. Gegen elf Uhr kehrte ich in das Hotel zurück und ging dann zu Bett, nachdem ich dem Kellner befohlen hatte, mir präzise um fünf Uhr den Kaffee auf mein Zimmer zu bringen.

Ich gehöre zu jenen Menschen, die nie träumen, aber ich weiß nicht, wie es kam, die ganze Nacht hindurch träumte ich von Mücken, im Traum fühlte ich ein beständiges Kribbeln und Krabbeln, und ich glaubte sogar einmal, einen ganzen Mückenschwarm durch das offene Fenster in mein Schlafzimmer hineinfliegen zu sehen. Man träumt ja meistens Unsinn.

Mit dem Glockenschlag fünf Uhr stand ich auf, und eine Minute später erschien der Kellner mit dem Kaffee.

„Pardon!" sagte der lebende Frack, als er mich ansah, „ich habe mich in der Stubennummer geirrt." Und gleich darauf war er wieder verschwunden.

„Mein Kaffee wird auch schon noch kommen!" tröstete ich mich und machte mich dann an die Toilette. Kamm und Bürste aber entfielen meinen Händen, als ich vor den Spiegel trat, um mich zu frisiren. Wer war das, dessen Bild mich da ansah? War ich das selbst? Ich kannte mich selbst nicht wieder, mein Gesicht war so angeschwollen, daß ich mich nicht gewundert hätte, wenn eine Gemüsefrau in dem Glauben, einen reifen Kürbis vor sich zu haben, mir den Kopf abgeschnitten hätte. Nun war es mir auch klar, warum der Kellner mit seinem „Pardon!" den Rückweg angetreten hatte, — auch er hatte mich nicht wiedererkannt.

So hatte ich also doch nicht geträumt, so hatten also doch heute Nacht unzählige Mücken auf meinem Körper ein gar frohes Fest gefeiert. Ich betrachtete mich näher; meine Finger und Hände waren unförmig angeschwollen, unter dem rechten Fuß fühlte ich plötzlich eine Geschwulst von der Größe eines Straußeneies; nun war es mir auch mit einem Male klar, warum ich hinkte.

Fünf Minuten später stand der Wirth, den ich mir hatte rufen lassen, mir gegenüber.

„Hier blicke her und bleibe Deiner Sinne, Meister!" redete ich ihn an. Nun wagen Sie noch einmal, zu behaupten, daß die Mücken hier das Klima nicht vertragen können, daß ihnen die Seeluft zu stark ist! Ich bin hierher gekommen, um mich zu erholen, nicht aber, um mich bei lebendigem Leibe von Ihren Mücken auffressen zu lassen. Mein Entschluß ist gefaßt: Heute noch reise ich wieder ab — für die vereinbarten vier Wochen die Miethe zu zahlen, beabsichtige ich nicht im Entferntesten. Danken Sie Ihrem Schöpfer, wenn ich Sie nicht wegen „räuberischen Ueberfalles seitens Ihrer Hausbewohner" vor das Schwurgericht bringe! Und nun Adieu!"

Eine Stunde später saß ich auf der Bahnstation, und wieder eine Stunde später fuhr ich nach Berlin zurück. Wie würden die Meinen sich freuen, mich so schnell wiederzusehen; ich hatte ihnen nicht telegraphirt, ich wollte sie überraschen; ich würde gerade ankommen, wenn sie bei Tisch säßen.

Leise stieg ich die Treppen zu meiner Wohnung empor, öffnete vorsichtig mit dem Drücker die Etagenthür, schlich über den Korridor und horchte an der Eßzimmerthür. Richtig, sie saßen schon bei Tisch, deutlich erkannte ich die Stimme meiner Frau, die mit dem Mädchen sprach, und hörte die neugierige Frage meines Jungen: „Mutter, was giebt es heute für Suppe?"

Ich klopfe leise an und trat, ohne eine Antwort abzuwarten, in das Zimmer.

„Ha!" Mit einem Schrei des Entsetzens ließ das Mädchen das Tablet mit der vollen Suppenterrine und den Tellern fallen, mein Junge kreischte auf, meine Frau fiel in Ohnmacht, aber nur für eine Sekunde, dann „erfraute" sie sich wieder und rief in den gellendsten Tönen: „Hilfe — Hiiiilfe!"

„Aber, Erna, so beruhige Dich doch, ich bin es ja, ich, Dein Mann!"

Ebenso gut hätte ich ihr aber sagen können, daß ich der Kaiser von China sei; sie glaubte mir nicht, sie floh vor mir, den Jungen an sich reißend, durch alle Stuben in ihr Schlafzimmer und schloß sich dort ein.

Nach einer halben Stunde kam sie endlich wieder zum Vorschein, nachdem ich ihr in einem durch die verschlossene Thür geführten Gespräch bewiesen hatte, daß ich wirklich ihr rechtmäßiger Gatte sei.

Dann schickten wir zum Arzt. „I", sagte der, „Sie haben sich in der kurzen Zeit sehr zu Ihrem Vortheil verändert, so ungefähr muß Onkel Bräsig ausgesehen haben, als der Immenschwarm über ihn her fiel. Wie kann man sich aber auch nur so mit dem Gesicht in die Brennnesseln setzen!"

„Machen Sie keine faulen Witze," bat ich, „sondern sagen Sie mir lieber, was ich thun soll, um wieder normal zu werden!"

Er verordnete mir Salben und kühlende Wasser, und Tage lang war ich in feuchte Tücher eingewickelt. Nach acht Tagen konnte ich wieder mit beiden Augen sehen, nach vierzehn Tagen kannte ich mich selbst wieder, und nach drei Wochen sprach meine Frau zu mir: „Ich habe immer noch gezweifelt, jetzt aber sehe ich es, Du bist es wirklich!"

Nach vier Wochen, als mein „Erholungsurlaub" abgelaufen war, war ich wieder ganz genesen. Am Abend, bevor ich aber wieder zum ersten Mal ins Büreau ging, habe ich mir einen Schwur geleistet, den ich halten werde bis an mein Lebensende: „Nie wieder reise ich in ein Bad, es müßte denn schon sein, daß ich eines Tages die Anzeige erhielte: „Heute Mittag zwölf Uhr starb die letzte auf dieser Welt befindliche Mücke." Aber ich glaube, da kann ich noch lange warten."

Plattdütsche Geschichten.

Oll Mudder Rathsack'sch.

Von Jochen Knaak.

Kennt Ji Mudder Rathsacksch? — Ne? — Well, de oll Fru kennt up uns Nahwerschaft Jederein — Lütt un Groot — un so lang ick man denken kann, is se all ümmer de sülwige steinolle, gebückte Fru mit de sneewitten Haar un de groote, swarte Huuw up den Kopp, an de des Sündags twei lange lilla Bänner so recht nüdlich in den Wind flunkern.

Mudder Rathsacksch is en Wittfru all siet veele, veele Johren. Ehr Mann, ehr Kinner un ehr Kindskinner sünd alltosam all storwen un se ganz allein is äwrig blewen. — Se is recht fromm un gottsfürchtig un wenn dat Weder man irgends en beten günstig is, denn versühmt de oll Fru den Kirchgang nich — un fründlich un ehrfürchtig kümmt ehr Jederein entgegen.

Wie olt se is, dat het Mudder Rathsacksch all vergeten un as de Herr Paster ehr nülich mal danach fragen ded, dunn säd se: „Ja — säd se — Herr Paster, as dunntomals de Franzosen in Meckelburg wesen deden, dunn bün ick insegent. Ick weit mi dat noch to entsinnen, dat's mienen Vadder noch mitslepen deden, he is awer blos bet nah Wismer mitgahn un dunn is he se wedder utrückt. — Awer ick glöw, wenn ick noch'n paar Johr länger lew, denn ward ick wol an de hunnert Johr rankamen!"

Trotzdem de Fru so olt is, is se doch noch ganz rüstig un se is jo ook ganz tofreden — blos se föhlt sick einsam un se möcht doch gor to giern to Ruh gahn. „Awer — so segt se — ick glöw, uns leiw Herrgott het mi ganz un gor vergeten, denn wo würd he sünsten wol so'n olle alleinstahende Fru, de sick sülwsten un anner Lüd to Last is, noch lewen laten!"

As dunntomals vör veele Johre Mudder Rathsacksch ehr Mann starwen ded, dunn het he ehr en paar Dusend Dahler hinnerlaten. To'm eigen Huus hebben se dat nich bröcht un eigentlich was dat de oll Fru ehr einzigster Wunsch — e n e i g e n H u u s! Un as ehr Vadder begrawen was, un se dat ganze Geld harr, dunn geiht se nah ehren Nahwer, — Willem Ruschen — un segt: „Willem — segt se — Du heft hinner Dienen Huus noch en groote Yard, da is Platz genog för so'n lüttes Huus för mi; — lat mi da mien eigen Huus hen bugen un wenn ick starwen doh, denn is dat Huus Dien Eigenthum!"

Willem äwerlegt sick dat gor nich lang. He dacht, de oll Fru würd doch nich mehr lang lewen — höchstens noch fiew Johr — un so künn he denn billig to'n nieges Huus kamen. He reknete all ut, woveel Rent he för dat Huus kriegen künn un so wieder un de Kontrakt würd awmakt.

Bald darup was dat Huus farig un Mudder Rathsacksch tröck in. Toirst güng ook Allens ganz schön un good, as awer de Johren so hentrecken deden un de oll Fru statt schwacher ümmer rüstiger würd, dunn würd dat Willem Ruschen doch äwer un he beduert sienen Bargain mit Mudder Rathsacksch.

Dat Huus het he ook nich kregen, denn he is vör'n paar Johr storwen un sien Fru is em bald darup nahfolgt un de Kinner hebben sick in dat Properth deihlt, un wat Korl Rusch is, de wahnt jetzt up dat Properth un luert up „Großmudder" (as se de de oll Fru nennen dohn) ehren Dod.

He un sien Ollsch laten de arm Fru dat ook jeden Dag marken, dat se ehr in'n Weg is un wenn de Fru dat doch all to dull ward, denn kümmt se nah mi oder mien Zofie röwer un klagt uns ehr Leid. „Awer — segt se denn jedesmal — ick gah nich ehr, as bet uns Herrgott mi roopen deiht — den Gefallen, dat ick mi dat Lewen nehm, denn doh ick se noch lang nich!"

Vör einige Tied dunn würd Mudder Rathsacksch awer doch krank. Watt ehr eigentlich fehlen ded, dat wüßt de Dokter sülwsten nich. Dat mücht von de Hitz verursacht sien, oder dat künn ook von ehr Oeller kamen — genog se was krank un se würd von Dag to Dag slimmer.

De Herr Paster güng jeden Dag, üm ehr to besöken. Mudder Klüssendörp, wat de Nahwersch von de rechte Siet is, paßt ehr up un Korl Ruschen sien Ollsch köm ook jeden Dag un bröcht ook wol wat to Eten mit, awer dat het de kranke Fru nich eten, wiel se Angst harr, da künn Gift in sien un se will nu einmal einen natürlichen Dod hebben.

As dat nu awer ümmer slimmer würd mit de Fru, so segt se denn eines Dags to den Herrn Paster: „Herr Paster — segt se — ick glöw, uns leiwe Herrgott is nu doch mit einem Mal an mi denken worden un ick denk, nu is dat Elend mit mi bald vörbi, latens mi doch dat letzte Abendmahl hebben, denn ward ick wol ruhig inslapen!"

Well, de Herr Paster het ehr dat Abendmahl gewen un all de Frugenslüd ut de Nahwerschaft — Mudder Klüssendörp, Mudder Schlohknecht, Mudder Raddatz, Mudder Karow, Mudder Schohmaker, Mudder Pasternak — un wo de Mudders all heiten — sünd tosam kamen, üm „Großmudder" noch „Gud Bei" to seggen; un wat Mudder Rusch was, de hett sick mit Großmudder noch wedder verdragen — von all de Upregung awer würd Großmudder so swach, dat de Dokter all de Frugenslüd to'm Huus herut jagen ded, blot de Paster un Mudder Klüssendörp dörwten dablieven.

Un as de Drei nu so sitten un so bi sick denken: „So, nu ward dat wol gliek vörbi sien!" dunn makt de kranke Fru mit'n mal de Oogen apen un segt: „Herr Paster, einen Wunsch hew ick noch, eh ick starw. — As ick so lütt was, dunn hew ick de Kirschen so giern eten, un all mien Lewen lang hew ick mi ümmer nah'n Gericht Kirschen sehnt — hew awer niemals welk kregen. Jetzt awer mücht ick doch mal welk eten!"

Well, de Herr Paster red't mit den Dokter un de Dokter segt: „Nützen deiht ehr dat wol nicks und schaden kann ehr dat ook nicks mihr, also laten's ehr man welk hebben!"

Klüssendörp würd denn utschickt, üm Kirschen to halen, awer üm disse Johrestied giwt dat kein mihr un as de Fru torüg kümmt, dunn kümmt ehr Mudder Rusch in'n Weg un as de denn hört, dat dat kein Kirschen mehr giwt, dunn segt se: „Kumm, Klüssendörp, ick hew Kirschen inkakt, ick gew Di ein Kann full — warüm süll ick de arm Fru nich noch ehren letzten Wunsch erfüllen, wenn ick dat doch kann!"

Se giwt also Klüssendörpsch de Kann full Kirschen un as se damit bi Großmudder ankamen deiht, dunn lacht de olle Fru äwert ganze Gesicht vör luter Freud.

Se het en goode Portschon davon upeten un dunn is se möd worden un is schön inslapen. Se het denn en paar Stunden ganz sanft slapen un as se upwaken ded, dunn föhlte se merkwürdiger Wies en ganz Deihl beter un — dat is birah gornicht to glöwen — von de Stund an würd se beter un hüt is Mudder Rathsack wedder so munter, as se ümmer west is un segt, de leiw Herrgott het ehr doch ganz gewiß vergeten.

Am allermeisten argert sick awer Korl Rusch sien Ollsch. „Wenn ick dat wüßt harr, dat ehr de Kirschen wedder up de Bein bringen — so segt se — denn harr ick's leiwer an'n Eckstein smeten, anstatt dat ick's ehr henschickt harr — awer ick dacht jo, dat was ehr l e t z t e Wunsch!"

Jo — oll Mudder Rathsacksch is wedder munter up de Beinen un sobald ward Korl Rusch dat lütt Huus wol nich verrenten können.

In's Centrum.

Klopstock brachte bekanntlich in seinem frühen Alter einige Jahre in Kopenhagen zu, wo ihn der alte Staatsminister von Bernstorff hoch auszeichnete. Ihn wollte Klopstock eines Tages besuchen. Er hatte Geschäfte und Klopstock mußte im Vorzimmer warten. Ein Offizier im gleichen Falle unterhielt sich da mit ihm. „Sie sind Klopstock, der den Messias gedichtet hat?"

„Ja," sagte der Dichter.

„Aber mein Gott!" erwiderte der Offizier, „Sie sprechen ja so vernünftig."

Moltke und Bismarck.

Eine Dame erbat sich von Moltke und von Bismarck einige Worte für ihr Album. Der große Schlachtendenker schrieb kurz:

„Lüge vergeht, Wahrheit besteht!
v. Moltke, Feldmarschall."

Und der große Staatslenker schrieb darunter:

„Wohl weiß ich, daß in jener Welt
Die Wahrheit stets den Sieg behält,
Doch gegen die Lüge dieses Lebens
Kämpft selbst ein Feldmarschall vergebens.
v. Bismarck, Reichskanzler."

Ein Heimtücker.

Schulinspektor (zum Lehrer): „Also der Klaus Marzen ist der Dümmste?"

Lehrer: „Ja."

Schulinspektor: „Na, Klaus, nun sag' mir mal, wann wurde denn Martin Luther geboren?"

Klaus: „1483, am 10. November."

Schulinspektor: „Und wo?"

Klaus: „Zu Eisleben."

Schulinspektor: „Und wann starb er?"

Klaus: „1546, am 18. Februar."

Schulinspektor (zum Lehrer): „Na, er weiß doch was!"

Lehrer: „Alles Verstellung, Herr Inspektor, alles Verstellung!"

Eine historische Uhr.

Dem Militär-Museum zu Paris ist vor einigen Wochen eine goldene Uhr überwiesen worden. Sie gehörte Napoleon und wurde von demselben dem Marschall Ney geschenkt. Sobald der Kaiser in Austerlitz erwacht war, fragte er Ney, wieviel Uhr es sei.

„Majestät," antwortete dieser, die Uhr aus seiner Westentasche ziehend und den Kaiser voll Vertrauen und Stolz anblickend, „auf dem Zifferblatt Eurer Uhr sehe ich nur eine Stunde angezeigt — diejenige des Sieges."

Ein merkwürdiger Fall.

Tante (zu ihrer sechsjährigen, von einer kleinen Leiter herabgestürzten Nichte): „O, mein Liebling, bist Du sehr schlimm gefallen?"

Schülerin des Mädchengymnasiums: „Nein, Tante, nur vertikal."

Kritik.

Maler: „Wie finden Sie mein Bild „Adam und Eva?"

Herr: „Sehr hübsch, aber zu wenig ähnlich."

Immer höflich.

Im Walde tritt ein Strolch auf einen Reisenden zu und brüllt ihn an: „Geld und Uhr her oder ich schieß'!"

„Nee, nee, nee!" ruft der Fremde ängstlich, überreicht ihm das Verlangte und fügte bei: „Wenn Sie erlauben, gnädigster Herr Räuber, möchte ich mir nur gestatten, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß die Uhr alle zwei Tage drei Minuten nachgeht!"

Von der Romfahrt.

Führer (das Coliseum erklärend): „Dieses ist das größte Gebäude der Welt."

Herr Rosenstein: „Und zu wie viel Prozent verzinst es sich?"

Führer: „Wir kommen nunmehr an das Kapitol."

Frau Rosenstein: „Ach, ist das nicht hier, wo es die guten Gänse giebt?"

In der Ordination.

„Ich weiß nicht, Herr Doktor, aber mir scheint, ich verliere mein Gedächtniß!"

Arzt: „Das hat schon seine Richtigkeit, denn Sie vergessen schon die längste Zeit, die Doktorrechnung zu begleichen."

Das höchste Eheglück.

„. . . . Der junge Ehemann ist so schnell gestorben, daß er der Ehe Glück wohl gar nicht recht kennen gelernt hat?"

„Natürlich, hat die Scheidung ja nicht mehr erlebt."

Zeitvergeudung.

Räuber: „Uhr und Geld her!"

Tourist: „Habe wahrhaftigen Gott weder Uhr noch Geld!"

Räuber: „Zu was laufen Sie dann hier herum? Denken Sie vielleicht, ich laure hier umsonst?!"